

# Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

## Ethnische Traditionen oder postmigrantische Wege

Dorothea Kolland, Berlin

Das Symposium „Transfer und Diversität. Musik und transkulturelle Praxis: Deutschland – Türkei“ der Humboldt-Universität findet zu einem nicht nur weltpolitischen, sondern auch jeweils national wichtigen Zeitpunkt statt, der dazu herausfordert, seine verschiedenen Implikationen nicht nur von seiner musikrelevanten Seite her zu beleuchten, sondern diese einzubetten in die politischen, gesellschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen. Keine Sorge – ich hebe nicht zu einer allumfassenden Darlegung der Weltpolitik an, kann mir aber die Bemerkung nicht ersparen, dass im Augenblick im Nahen Osten und in Europa, ausgelöst durch die Kriege in Syrien, Irak, dem Palästina/Israel-Konflikt, dem Brandherd Afghanistan und von ihnen ausgelösten Flüchtlingsströmen das Thema „Transfer und Diversität“ eine Konnotation bekommt, die nicht gemeint war, die sich aber in unsere Gedanken drängt – im wichtigsten Flüchtlingszufluchtsland Türkei wie im reichen Deutschland, das seine Zusagen als Aufnahmeland kaum menschenwürdig erfüllen kann.

Ich mische mich in dies Symposium weder als Musikwissenschaftlerin noch als Kulturphilosophin ein, sondern als kultur- und sozialwissenschaftlich geschulte Kulturarbeiterin, die 30 Jahre lang mit den Konsequenzen der Welt- und nationalen Politik der Migration umzugehen hatte. Meine Aufgabe war die Bemühung um eine friedliche, gerechte, kreative, gleiche Chancen zur Teilhabe fördernde Kulturlandschaft in Berlin-Neukölln, aufgrund seiner Armut einer der deutschen sozialen Hotspots und zugleich mit seinen Menschen aus ca. 165 verschiedenen Nationen und noch viel mehr Kulturen ein ausgesprochen produktiver „melting pot of urban culture“ (Nord-Neukölln hat mehrheitlich nicht autochthone Bürger), wenn auch in sehr komplizierten Gemengelagen.

In diesem Beitrag werde ich versuchen, die meinen kulturelle (natürlich überwiegend die interkulturell geprägte) Kontext in Bezug setzen zu den gesellschaftspolitischen Konzepten und Realitäten, die den Rahmen abgeben, und auch meine Gedanken über Transfer, Diversität und transkulturelle Praxis formulieren.

Da Deutschlands Migrationsgesellschaft vor allem von Menschen türkischer Herkunft geprägt ist - nach Informationen des Auswärtigen Amtes lebten im Dezember 2012 in der Bundesrepublik Deutschland ca. drei Millionen Menschen türkischer Herkunft, von denen etwas mehr als die Hälfte die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen<sup>1</sup>, haben wir hier vermeintlich also eine veritable türkische Großstadt. Aber genau das gibt es nicht, sondern viele Menschen unterschiedlicher Identität und Selbstzuweisung in einem riesigen Spektrum von rein-türkisch bis fast-rein deutsch,

---

<sup>1</sup> Auswärtiges Amt: *Türkei – Beziehungen zwischen der Türkei und Deutschland*. Stand: [Länderinfo Türkei](#), Auswärtiges Amt.

und sie leben in einer Gesellschaft, die sich nicht mehr definiert durch einerseits deutsche Ahnen und jus sanguinis und andererseits durch homogene Zuwanderercommunities, sondern sich mittlerweile auch ganz offiziell als Einwanderungsland mit dem offiziellen Bekenntnis der „Einheit in Vielfalt“ ins Grundgesetz Einzug verschafft hat. In dieser kleinen Reflexion werde ich mir Gedanken machen über die Bezüge zwischen postulierter Einheit und tatsächlicher Vielfalt innerhalb der deutschen Migrationsgesellschaft –und der Frage nach einem möglichen Kulturtransfer zwischen beiden Polen.

Hatten die Weltkriege – als Teil der europäischen Neuordnungen - große innerdeutsche Migrationsbewegungen ausgelöst, so kamen vor fast 60 Jahren die ersten „Gastarbeiter“ nach Deutschland; zunächst fast unbemerkt veränderte sich das weitgehend monokulturelle Land in ein Einwanderungsland mit einer Vielfalt von Kulturen. Aus dem Anspruch der Assimilation an die Zuzügler mit der Erwartung, dass sie entweder demnächst „nachhause“ gehen sollten oder sich der Mehrheitsgesellschaft anzupassen hätten, wurde eine Gesellschaft, die heute beginnt, die neue Vielfalt als Bereicherung und Veränderungsprozess für alle Bürger zu werten, damit auch Europa zu verdankende Durchlöcherung der Binnengrenzen und die weltweiten Migrationsbewegungen infolge der Globalisierungsprozesse reagierend.

Von einem linearen Entwicklungsprozess jedoch kann nicht gesprochen werden: Soziale Lage, Bildungsstand, ethnische Herkunft, Gender, kulturelle Positionierung zwischen Herkunftstradition und transkulturellen Innovationsprozessen, generationelle Einordnung, demographische und regionale Faktoren bestimmen gegenwärtig eine Heterophonie der Lebensweisen und Haltungen derer, die auf der Suche nach Zukunft in diesem und für dieses Land sind. Diese Debatte – ich sprach anfangs von einem wichtigen Zeitpunkt für Deutschland – wird wissenschaftlich und politisch intensiv geführt, nicht zuletzt vorangetrieben von ökonomischen Interessen (Arbeitskräftemangel); Bundespräsident Gauck hat kürzlich als neues Leitmotiv die „Einheit der Verschiedenen“ gesetzt, damit die gesamte Gesellschaft in den Fokus nehmend und Vielfalt und Veränderung, transnationale Identitäten und vielfältige Zugehörigkeiten zur Selbstverständlichkeit erklärend.

Unmittelbar vor diesem Symposium gab es einen großen Kongress des Bundesweiten Ratschlags Interkultur unter der Fragestellung „Heimaten bewegen“, als Aufkündigung eines obsolet gewordenen statischen Heimatbegriffs: „Bislang scheinbar eher eigenständige Kulturen wachsen zusammen und definieren sich neu. Egal, ob neu zugewandert oder alteingesessen, ob mit oder ohne Migrationsbiografie – Menschen lassen sich nicht länger auf eine einzige kulturelle Identität reduzieren. Sie sind immer weniger nur in einer Heimat zu Hause. Statt Eindimensionalität erfordert Heimat künftig den Plural. HEIMATEN BEWEGEN ist in doppeltem Sinne zu verstehen. Heimaten bewegen Menschen, Menschen bewegen Heimaten. Kulturelle Vielfalt und Migration machen aus Heimat Heimaten. Heimat ist der Ort, der Identität, Gefühle und Sicherheit vermittelt. Je größer die Verschiedenheit, desto mehr Heimaten lernen Menschen kennen. Heimaten ermöglichen und erfordern

multiperspektivische Kreativität ebenso wie zivilgesellschaftliche Impulse. Es ist eine gesellschaftliche Aufgabe ersten Ranges, Heimaten so zu schaffen, dass sie den Maßstäben Menschenwürde, Gerechtigkeit und Demokratie genügen“.<sup>2</sup>

Und schließlich lud die Bundesanstalt für Migration und Flüchtlinge – quasi der „Vatikan“ für deutsche Migrationspolitik - auch, vor wenigen Tagen, zu einer Fachkonferenz „Anerkennungskultur vor Ort“, bei der es um den Paradigmenwechsel von Integration hin zu Anerkennung der Potentiale, und zwar nicht nur der beruflichen Qualifikationen, also die green-card-Aspiranten ging: Manches davon mag Ihnen wie der Streit der Scholastiker um die Zahl der Engel, die auf eine Nadelspitze passen, erscheinen, aber es verbirgt sich dahinter hoffentlich zukunftsfähige Gesellschaftspolitik: Welche Chancen haben Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung – womit nicht nur kulturelle und ethnische gemeint sind, sondern auch soziale Herkunft, Geschlecht, sexuelle Prägung, körperliche Verfasstheit – mit gleichen Rechten und Pflichten an unserer bundesdeutschen Gesellschaft zu partizipieren? Und an unserem Arbeitsfeld, dem kulturellen Leben? In diesem Kontext begrenze ich mich dennoch auf den Aspekt der ethnisch / kulturellen Herkunft.

Den Hintergrund für alle meine Reflexionen zu interkulturellen Prozessen in der Migrationsgesellschaft in Deutschland gestaltet mein jahrzehntelanges Beobachten und Mitgestalten einer von großer Vielfalt geprägten Kulturlandschaft bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. Und als aktueller Lackmus-Test zur Verfügung standen mir zwei hochinteressante Fallbeispiele zur Verfügung: Das Projekt des „Instruments des Jahres 2013“, die Bağlama einerseits und die Entwicklung der Berliner Erfindung des postmigrantischen Theaters in Kreuzberg und am Maxim-Gorki-Theater, bereits als Theater des Jahres 2013/14 gekürt. Perfekter könnte ein Forschungsgegenstand für Kulturwissenschaftler kaum präsentiert werden – und dennoch bleibt Evaluation und Wirkungsforschung bislang aus. Dabei könnten aus einem kritisch-reflektierenden Blick darauf erhebliche Aussagen zur interkulturellen Realität nicht nur Berlins getroffen werden. Natürlich kann ich nur Schlaglichter werfen, mit denen ich Sie zum Weiterdenken anregen will.

Zur Erinnerung: 2013 kürte der Berliner Landesmusikrat die türkische Langhalslaute Bağlama zum Instrument des Jahres ([www.landesmusikrat-berlin.de](http://www.landesmusikrat-berlin.de)). Von türkischen und kurdischen Gastarbeitern und Künstlern nach Deutschland gebracht, ist sie heute das beliebteste Instrument der Deutschen türkischer Herkunft in Berlin und aus Pop-, Volks-, Kunst-, und Avantgarde-Musik nicht wegzudenken; ungefähr 5 000 Menschen (viel mehr Männer als Frauen) haben sich der Bağlama zugewandt. Sie spielt ihre Rolle aber ausschließlich in der türkischen Community. Diese „institutionalisierte“ Würdigung der Bağlama, eines in der Türkei entwickelten und nur dort gepflegten Instruments wurde zum Anlass eines Versuchs interkultureller Öffnung des Musiklebens, also eines Kernbereichs traditioneller autochthoner Kultur, mit vielen Konzerten von Berliner und auswärtigen Gästen in den Berliner Heil’gen

---

<sup>2</sup> Zitiert aus dem Kongressflyer, [www.bundeskonkress-interkultur-2014.de](http://www.bundeskonkress-interkultur-2014.de)

Hallen, der Präsentation der zahlreichen Berliner (privaten) Bağlama-Schulen mit vielen jugendlichen Berliner Schülern, die fast ausschließlich türkischer Herkunft sind, einem internationalen Bağlama-Symposium, der Aufnahme in den Instrumentenkanon der UdK mit Kursen in einer Summer School, mit der neuen „Bağlama-Plattform“ beim Berliner Landesmusikrat. Natürlich, ein Prozess hat erst angefangen, der sehr lang dauern müsste, um Wirkung zu zeigen. Aber dennoch wage ich die Prognose, dass die fast rein autochthone „Zupfmusik“-Szene, also die Gitarren-, Mandolinen-, Lautenszene desinteressiert wegsieht, dass kaum neue Spieler aus dem nicht-türkischen Umfeld gewonnen werden konnten, dass die Konzertsäle, wenn sie nicht für teures Geld angemietet werden, kaum mehr – außer in Ethno-Konzerten – Bağlamas auf ihren Podien sehen werden? Konnte der erhoffte transkulturelle musikalische Prozess seinen Weg suchen? Oder blieb es eine re-ethnisierende Nischenveranstaltung? Gab es Ansätze eines wie immer gearteten Kulturtransfers?

Im „postmigrantischen Theater“ aus Kreuzberg – erweitert ins Gorki-Theater – geht es nicht um „Kulturtransfer“ – allein das Nachdenken darüber würden sie als Reethnisierung, als „Othering“ ihrer Gemeinschaft und ihrer Überzeugungen zurückweisen. Es geht um nichts weniger als die Schöpfung eines neuen deutschen Theaters, in dem die „Neuen Deutschen“ des 21. Jahrhunderts die Verantwortung und das Machen übernommen haben – viele von ihnen türkischer Herkunft, aber die Belegschaft ist bunt. Von ihr erwartet wird eine Erneuerung des deutschen Theaters als Innovationsmotor, als Störfaktor, als Bruchstelle zur deutschen weißen „Hochkulturkonzeption“. Was die Macher des postmigrantischen Theaters interessiert, ist die Perspektive auf das Leben auf das, was weit nach der Migration kommt, und in der niemand fragt „Wo kommst du her“. Und sie interessiert, die Bestimmenden zu sein. Was sie nicht interessiert: Die Pflege irgendwelcher Traditionen.

Ich werde mich zu keinem Werturteil hinreißen lassen, versuche aber im Folgenden, meine Gedankenraster zu benennen, die für eine Einordnung entscheidend sein müssten. Ob es hier im Prozesse des Kulturtransfer geht, mag offen bleiben. Und: Es geht mir nicht um ein wie auch immer geartetes „Kulturaustauschprogramm“ zwischen zwei Staaten, Nationen, Kulturen: Es geht mir um Beziehungen zwischen Menschen, ihre Identitäten und um ihre Leistungen in der interkulturellen Gesellschaft von Berlin,

Für unseren Kontext der Debatte des musikalischen Kulturtransfers zwischen der Türkei und Deutschland erscheint zweierlei relevant in dieser gesellschaftlichen Situation des Paradigmenwechsels:

1. Das Verständnis von Heimat als einem statischen, geografisch festzumachenden Identifikationspunkt ist obsolet geworden. Wie so viele Menschen ist auch die Heimat auf die Wanderschaft gegangen und in ihrer Konstruktion als Erinnerungs- oder Sehnsuchtsprojektion vielfältig und sich

ständig verändernd angelegt: Reflex weltweiter gewünschter oder erzwungener Migration. Heimat, zu der ja auch Symbole gehören, die diese repräsentieren, wird ein fluides, manchmal imaginäres Konzept (Grgic 2013, 248). Daraus erwächst mir die ketzerische Frage für die Pflege der Bağlama, ob und wozu das „Echte, Ursprüngliche, Traditionelle“, der Transfer eines Stückchens Kultur, das Heimat und roots repräsentiert, Orientierungs- und Forschungsziel sei - außer für das Museum.

2. Migration hat sich verändert, und damit auch die Gesellschaft, in die hinein Migration erfolgt. Jahrzehntlang ging man von Einwanderergruppen aus bestimmten Ländern aus, die sich hier als Gruppen oder Communities zusammenfanden und sich manchmal auch als „Migrantenselbsthilfeorganisationen“ ermutigten, ihre Rechte zu formulieren und einzufordern, jedoch auch, um sich der eigenen Identität in der Herkunftsgruppe zu vergewissern. Das ist anders geworden: die Migrationsforschung geht davon aus, dass – in Korrespondenz zu Globalisierung - Migration sich nicht mehr in großen (ethnischen) Strömen, sondern in individualisierten Wanderungen vollzieht. Diese hatten die Entwicklung von Super-Diversity<sup>3</sup> mit hoher innerer Komplexität zur Folge.
3. Die Komplexität betrifft nicht nur die Gesellschaft aus vielen unterschiedlichen Persönlichkeiten in der weltweiten Migrationsgesellschaft wie in der kleinen Entität Kreuzberg oder Neukölln. Sie hat – über die Jahre entwickelt – die Persönlichkeiten in einer neuen Diversität geprägt; eine neue Kosmopolitisierung vollzieht sich: „Statt der scheinbar ungebundenen Freizügigkeit des Weltreisenden auf der Suche nach dem aufregend Fremden meint der Begriff nun den Zwang, aber auch die Fähigkeit zur gleichzeitigen Bindung an unterschiedliche geographische, kulturelle und soziale Orte.“ (Römhild, 2007: 620) . Ulrich Beck u.a. meinen damit die von der Dominanzgesellschaft stigmatisierten, meist unterprivilegierten MigrantInnen, die mit ihrem Grenzgehen jegliche sozialen und kulturellen Formen in Frage stellen und hybride Identitätsmodelle entwickeln. „Translegaler, autorisierter, nichterkannter Kosmopolitismus von unten“ wird demnach im Leben eines „durchschnittlichen Migranten“ (Beck, 2004: 156) verkörpert. Diese neuen, unterprivilegierten Kosmopoliten (Flüchtlinge, Migranten), deren Bestimmung nichts mit der Dauer des Verweilens im Immigrationsland zu tun hat, seien mit allen Schwierigkeiten der Herauslösung aus festen Zugehörigkeiten konfrontiert. (Beck, 2004: 32) Es entwickeln sich in diesen Grenzgängern notwendigerweise vielfältige Individuen, deren Persönlichkeitsmerkmal oft eine hohe interkulturelle Kompetenz, großes Beharrungsvermögen, Neugier nach allen Seiten ist; oft Patchwork-Biografien hinter sich haben, manchmal hybride Persönlichkeitsstrukturen entfalten. Wer diesen schwierigen, einsamen

---

<sup>3</sup> Vgl. verschiedene Arbeiten von Steven Vertovec, Max Planck Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften

erfolgreich Weg geht, wird die „Neue Gesellschaft“ der „Neuen Deutschen“ mitbestimmen.

4. Diese (vornehmlich jungen) Persönlichkeiten – diejenigen, die mit großer Zugewandtheit die Bağlama zu beherrschen lernen und dabei oft Isolation innerhalb ihrer Generation und ihres sozialen Umfelds in Kauf nehmen, aber auch ob ihrer besonderen Leistung Empowerment erfahren, und andererseits diejenigen, die mit großem Selbstbewusstsein, aber oft auch Wut über erlebte Ausgrenzungserfahrungen und erfahrenem mangelnden Respekt vor ihrer kosmopolitanischen Kompetenz, die auch spezifische künstlerische Kompetenzen inkludiert, auf die Bühne springen und die Zukunft für sich proklamieren: Sie sind es, denen Aufmerksamkeit zu schenken ist. Auf einer Seite ihrer Selbstdefinierung stehen somit „alte Muster“ – wie Heimat und traditionell verstandene Ethnizität; auf der anderen Seite nun die internalisierten neuen, durch gegenwärtige Globalisierungstendenzen, aber auch ihr gesellschaftlich-kulturell geprägten Wertvorstellungen, die alte Kategorien in Zweifel ziehen, sowie ihre Position als Künstler und Intellektuelle, in der sie sich durch ihre Leistungen vom Rest ihrer ethnischen Gruppen unterscheiden. Zwischen diesen zwei Polen – dem veralteten Verständnis von Heimat und Ethnizität einerseits und ihren neuen Kriterien der Unterscheidung von der ethnischen Gruppe andererseits – bilden sich die Identitäten der Befragten, in denen das Alte und das Neue, das Globale und das Lokale miteinander vereinbar sind. Solche GrenzgängerInnen haben sowohl „Wurzeln“ als auch „Flügel“ (vgl. Beck, 2002: 15, Grgic 2013, 247).
5. Bei den jungen Theaterleuten und Filmemachern sind diese Grenzgänger deutlich erkennbar, wobei bei vielen von ihnen die Flügel sehr viel größer sind als die Wurzeln, die manche von ihnen nicht wahrhaben möchten. Sie möchten die Gegenwart der Migrationsgesellschaft hinter sich lassen, in der sie und ihre Eltern zu viel Zurückweisung, mangelnde Chancen, fehlende Anerkennung und Respekt erfahren haben, in der sie – obwohl offiziell eine „Wir-Gesellschaft“ ohne die „Eigenen“ und die „Fremden“ zu oft die Frage nach dem „Wo kommst du her?“ hörten. Indem sie einen postmigrantischen Gesellschaftszustand proklamieren, in dem dies alles history ist, nehmen sie ihre Zukunft mit der Selbstdeklaration des „postmigrantischen Theaters“ selbst in die Hand.

Jedoch auch die Bağlama-Spieler sind kosmopolitische Grenzgänger. Ihre gesellschaftlichen Ausgrenzungserfahrungen mögen sich von denen der „Postmigranten“ nicht unterscheiden – ihre Reaktion ist aber eher Rückzug als Offensivität. Ihnen geht es um eine andere Ausbalancierung von kultureller Tradition und alltagskulturelle Realität – die Wurzeln sind massiver als die Flügel, die für viele vielleicht noch richtungslos flattern. Was ich mir für die Bağlama-Liebhaber wünsche, und vor allem für die vielen jungen Menschen, die sich an dies Instrument machen: Dass sie, die jungen Berliner, die Schere lustvoll gestalten zwischen internationaler Jugendkultur und türkischer Kultur –

ob traditionell oder modern. Bei den Bağlama-Konzerten der Schulen, wo Jugendliche die Bühne beherrschten, konnten im Publikum durchaus Freundes- und Freundinnencliquen entdeckt werden zwischen den vielen Verwandtschaftsclans: Sie versteckten ihre Bağlama nicht. Es wäre toll, wenn sie diese auch bei Konzerten in den Schulen und Jugendclubs auspacken – was sie hoffentlich bereits tun.

6. Nicht zuletzt aufgrund meiner langjährigen kulturpolitischen Praxis erscheint es mir jedoch ebenso notwendig, die Bedeutung von ethnischen (manchmal gekoppelt mit Religion) Communities zu benennen: Im öffentlichen Kulturleben beherrschen sie eher ihre eigenen oder kulturell randständige Orte und sind somit weniger sichtbar; ihre Konzerte und Feiern sind aber wichtiges Symbol für nach wie vor vorhandene Verankerung in Tradition und den Willen, dies auch weiterhin zu tun. Dies betrifft nicht nur ältere Menschen; so hat das Afghanische Kulturzentrum einen echten Generationenturn hinter sich, was sich natürlich auch im Kulturprogramm bemerkbar macht: Neben traditioneller Kunstmusik (für den Import dieser Künstler wird viel Geld ausgegeben), und Folklore, die von Jungen und Alten jeglichen Geschlechts beherrscht wird) gibt es auch afghanisch-internationale Popmusik, gespielt von denen, die vorher die Rubab geschlagen haben. Eine kulturelle Praxis, die ihre Zukunftspotenziale im Bewahren, Qualifizieren, Transzendieren von Eigenarten des Anderen, Fremden sieht und Lust und Innovation aus der Vielfalt der Weltkulturen repräsentierenden unterschiedlichen Kulturen zieht, wird in ihrer Präsentations- und in ihrer Kulturförderpraxis auch genau darauf Wert legen. Nicht ganz weit weg von „Orientalismus“-verdächtigem Exotismus und seiner Fremdheitsfestschreibung, aber keineswegs automatisch in dessen Fallen laufend, wird eine auf Achtung der Diversity fußende kulturelle Praxis Wert auf eben die Differenz legen und diese vermitteln, im Museum wie im Konzert, in Produktion und Rezeption. In der hieraus abgeleiteten Kulturförderung wird das Prinzip der Communities als Form ethnisch-kultureller Selbstorganisation ernst genommen: In Communities finden sich Menschen zusammen, die ihre gesellschaftlichen Konventionen und Erfahrungen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Kulturtraditionen, ggf. ihre Religion so wertschätzen, dass sie sich im Migrationsland immer wieder dieser gemeinsamen Traditionen vergewissern wollen. Oft liegen diesem Bedürfnis Erfahrungen von Exklusion, Einsamkeit oder Xenophobie zugrunde, oft erwacht auch in der 2. oder 3. Migrantengeneration das Bedürfnis nach Erforschung (fremd gewordener) familiärer, ethnischer oder kulturellen Wurzeln. Diese Community-Bedürfnisse können im schwierigsten Fall zu die vorgefundene neue Gesellschaft ausgrenzenden Einbunkermentalitäten und zu Getto-Verhalten führen, in den häufigeren Fällen sind sie eine zeitweise Heimstatt – am Sonntag im vertrauten Gottesdienst, in der Männergesellschaft der Moscheen, beim Feiern traditioneller Feste, als Möglichkeit, den Kindern auch die Sprache der Herkunft oder die Musik (Koreaner!) beizubringen. Oft sind diese Bedürfnisse auch in

unterschiedlichen Lebensabschnitten unterschiedlich stark relevant.<sup>4</sup> Für die produktive Realisierung dieser Bedürfnisse in einer interkulturellen offenen Gesellschaft ist es wichtig, dass die Veranstaltungen nicht im „closed shop“ eines selbsterrichteten Gettos stattfinden und Möglichkeiten der Begegnung gewährleistet sind. Die Aktivisten dieser Community-Inseln dienen letztendlich dem Erhalt von Differenzierungen. Der sogenannte „interkulturelle Dialog“, der ja auf dem „zur Sprache bringen“ von Differenz basiert, kann Ausgrenzung bestärken, weil er ja das „Andere“ zum Ausgangspunkt nimmt und zur Aufgabe erwählt hat. Dies ist Kern einer an dem Konzept der Diversity orientierten Kulturarbeit, die sich ja den Umgang mit Vielfalt und Differenz zum Leitmotiv gewählt hat, und die eine wichtige Basis für Respekt und Anerkennung ist. Gegner dieser Community-Orientierung und -praxis werfen ihr „Reethnisierung“ vor, weil sie davon abhalte, sich in das Abenteuer des Neuen zu stürzen und das „othering“, die Betonung und Beibehaltung der Differenz, in den Mittelpunkt stelle.

7. Die Gegenposition zu dem Diversity-Konzept – auch in seinen kulturpolitischen Konsequenzen ist das Fördern und Ermöglichen von Transkulturalität und – damit im Ergebnis verwandt – Hybridisierung, also das Entstehen von Neuem aus der Begegnung von Unterschiedlichem. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Entwicklung die Zukunft gehört, die nicht nur ein „Einschmelzen“ der verschiedenen Traditionen, Positionen, Erfahrungen, Werte beinhaltet, sondern die etwas Neues gebiert. Der Bildungsforscher Asit Datta formuliert dies präzise: Transkulturalität ist... eine weiterführende Perspektive, da sie... über den traditionellen Kulturbegriff hinaus- und durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht... Auf der Mikroebene von Individuen bedeutet Transkulturalität, dass die individuelle Entwicklung durch mehrere kulturelle Herkünfte und Verbindungen in Richtung auf eine interne Pluralität beeinflusst ist... Aufgabe des Subjekts ist es dann, seine Identität auszuhandeln, Kultur subjektiv zu konstruieren.“ (Datta 2010, S.157)

Ich habe vor Ihnen Andeutungen des weiten Spektrums von Möglichkeiten des Kultur-Agierens in der interkulturellen Gesellschaft Deutschlands ausgebreitet, ein wenig zugespitzt auf Berlin, wobei ich die immer noch ausgeprägten Abwehrhaltungen der autochthonen Bevölkerung nicht ausgeführt habe, da sie nicht die Zukunft darstellen. Mit ihren immer noch existenten Leitkulturideen bis hin zu ausgeprägtem Rassismus dürfen sie in der Politik natürlich nicht ausgeblendet werden, da sie ein demokratisches offenes Gemeinwesen behindern. Aber ich bin davon überzeugt, dass sie es nicht mehr gefährden können.

---

<sup>4</sup> Die kanadische Gesellschaft spiegelt diese partielle Rückbindung an die Herkunft und zugleich die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen bis heute bilderbuchmäßig wider.



Was bei mir scheinbar auf der Strecke geblieben ist, das ist der Kulturtransfer, den ich in meinem Diskurs zu kultureller Integration und interkultureller Gesellschaft nicht verorten kann: Lt. Wolfgang Schmale ist Kulturtransfer sehr viel umfassender als in der bisherigen Forschung geschehen, mit der Geschichte von Macht und der Ausbildung raumübergreifender Gesellschaften zu verbinden (Schmale 2012). In meinem Diskurs, in dem es um die Zukunft eines Miteinanderlebens unterschiedlich geprägter und sich individuell unterschiedlich entwickelnder Menschen innerhalb eines pluralen Gemeinwesens geht, hat mit Macht konnotierter Kulturtransfer keinen Platz. Wenn Schmale allerdings seine Fenster weit aufmacht und die Kulturtransferforschung aus historisch und gesellschaftlich engen Kontexten herausholt und ihr zutraut, dass sie die Momente des Starren, linear Begrenzten, des streng Systemischen durchlässig (...) und das Hybride und Komposite eines jeden kulturellen Phänomens sichtbar mache, dann kann sie immer präsent sein. Er warnt jedoch selbst davor, dass man keine Illusionen haben sollte bezüglich der Hartleibigkeit der Annahme von festen kulturellen Identitäten, die immer das „Fremde“ zum Ausgangspunkt haben. (Schmale 2012, 9f)

Vor uns liegt ausgebreitet eine Heterophonie von Existenzen, Lebensweisen und Haltungen, die auf der Suche nach dem Zukunftsklang ist und sich dabei in Widersprüche, manchmal gar in Kakophonien zu verstricken scheint. Wahrung und Pflege von Traditionen, Festhalten an den jeweils bestimmenden „Leitkulturen“ bergen die Gefahr der Selbst-Ghettoisierung und immerwährenden Re-Ethnisierung und schaffen Distanzen, wenn nicht Konflikte zwischen den Werte-Systemen, die wiederum als Folge des Befreiungsschlages für Zukunft verloren gehen können; das Preisgeben von Traditionen, des kulturellen Erbes als Kollateralschaden der Befreiung wiederum erschwert Identitätsfindung und kann zur Selbstaufgabe von Potenzialen – „interkulturelle Kompetenz“! – führen, schafft aber wichtige Räume für Neues; wie mit dem kulturellen Erbe agieren und es dabei nicht als Hemmschuh, sondern als Impetus für Innovation und Kreativität erfahren? Wie kann Kosmopolitismus gelebt werden, ohne Wurzeln zu verlieren und doch die Flügel entfalten zu können?

Und wo ist die Bağlama und die Bemühungen um ihre Positionierung in dieser Heterophonie zu finden? Ist sie das re-ethnisierende Nischeninstrument? Hat sie das Potential, zur interkulturellen Öffnung eines bislang fast rein „abendländisch“ orientierten Spektrums des Kulturlebens zu werden? Und die vielen jungen Spieler – suchen sie einen Ort der Zugehörigkeit und Geborgenheit in ihrer Community-Kultur oder wollen sie offensiv – beheimatet in ihrem Lebensmittelpunkt Berlin - das Alte und das Neue, das Globale und das Lokale stolz und offensiv miteinander vereinbaren?

Es gab Momente, in denen klar wurde, dass hier ein neuer künstlerischer wie gesellschaftlicher Prozess auf den Weg gebracht wurde, am deutlichsten spürbar in der Uraufführung des Konzertes für Bağlama und (europäisches) Sinfonieorchester

der jungen türkisch-Berliner Komponistin Sinem Altan. Es prallten nicht nur scheinbar unvereinbare Tonsysteme und Klangfarben aufeinander – wichtiger war das gemeinsame Ringen um das Miteinander umgehen in einem neuen Raum – die Konflikte um den Tahsin-Platz hatten die Komposition wie die Aufführung (gemeinsam mit dem Landesjugendorchester) begleitet.

Wir verfügen über die Setzungen der Rahmenbedingungen, Innovation entstehen und Neues wachsen zu lassen – und über die schwer beweglichen Strukturen, dieses zu verhindern. Nicht Kulturpolitik, nicht die Kulturinstitutionen generieren das Neue – das sind die künstlerischen Kräfte –; aber jene können durch Absicherung und Förderung von Experimenten und Prozessen einwirken und sie tragen dafür Verantwortung, dass neue Räume der Begegnung, „Treppenhäuser“ im Sinne Homi Bhabhas (Bhaba 2000, S. 5) ihre Zuständigkeiten durchdringen. Die Bereitstellung von hierarchiefreien, offenen und geschützten Orten – konzeptioneller, gedanklicher, künstlerischer, real gebauter Art – ist Konsequenz dieser Haltung und führt in eine uns noch nicht bekannte Zukunft. . Und dennoch plädiere ich für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und für die Quadratur des Kreises: In meiner eigenen Praxis als Kulturmanagerin und Kulturpolitikerin habe ich die Erfahrung gemacht – machen müssen –, dass wir noch weit von hierarchiefreien Räumen entfernt sind, die – Chancengleichheit und Teilhabegerechtigkeit garantierend – von Menschen – gleichgültig welcher Prägung, welcher gesellschaftlichen Position, welcher sozialen Möglichkeiten – chancengleich betreten und genutzt werden können, um Neues zu entwickeln. Auch transkulturelle Räume, kulturelle Hybridität und postmigrantisches Theater setzen Respekt vor Andersartigkeit voraus.

Wie und unter welchen Voraussetzungen können Konzepte von Kulturtransfer in diesem Spannungsverhältnis entwickelt werden. Wie war das mit der Quadratur des Kreises?

Beck, Ulrich (2004): *Der kosmopolitische Blick*

Bhabha, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg

Asit Datta: *Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion*. Frankfurt (2010)

Irena Grgic: Individualisierte Ethnizitäten  
Die Bedeutung der ethnischen Identitätskomponente bei  
jungen, intellektuellen MigrantInnen  
[http://edoc.ub.uni-muenchen.de/15793/1/Grgic\\_Irena.pdf](http://edoc.ub.uni-muenchen.de/15793/1/Grgic_Irena.pdf) [2014 -09 - 16]

Römhild, Regina: Migranten als Avantgarde. In: *Blätter für internationale Politik*, 5' 07

Schmale, Wolfgang: Kulturtransfer, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2012-10-31. URL: <http://www.ieg-ego.eu/schmalew-2012-de>  
URN: [urn:nbn:de:0159-2012103101](http://nbn:de:0159-2012103101) [2014-09-22].